

Das Menschlein Matthias : Roman [8. Fortsetzung]

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667320>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS MENSCHLEIN MATTHIAS

Roman von Paul Hg

Verlag Rascher & Cie., Zürich

8. Fortsetzung

„Vier Fehlstreifen. Schlechter Hohlraum. Zwanzig Prozent Abzug. Vorwärts! Worauf warten Sie?“ fuhr Herr Flotsch seinen Gehilfen an, als habe er die Arbeit keine Sekunde außer acht gelassen. Auch die überraschte Erste rief unter den vielen Gafferinnen ein Opfer auf. Der eigentliche Störenfried hingegen trat dem Prinzipal ohne Scheu vor die Augen wie einer, der nichts mehr zu verlieren hat.

„Ich bin jetzt bald zwanzig Jahre bei Ihnen, Herr Hirsch, und soviel ich weiß, haben Sie sich über mich nie beklagt. Und was ich mir von dem da drin schon gefallen lassen mußte, das geht auf keine Ruhhaut. Aber Mensch möcht' man doch immer noch bleiben, Herr Hirsch. Und wo keine Gerechtigkeit ist, da kann es nur ein erbärmlicher Kriecher aushalten. Das weiß der liebe Herrgott!“

„Der hat mit meinem Geschäft nichts zu tun!“ fuhr ihm der kleine Gebieter knirschend vor Wut in die Rede. „Wer sich zu beklagen hat, soll in mein Kontor kommen und nicht wie ein Botokude vor den andern herumtanzen, verstehen Sie mich?“

Doch der andere hatte schon alle Hoffnung verloren.

„Nein, Herr Hirsch!“ rief er hinter diesem her, „ich verstehe Sie nicht. Sie sind doch selber schon oft von diesem tollen Hund gebissen worden. Wie ein Marktweib verhudelt er Ihren Namen stadtaus und -ein. Das weiß hier jeder Sticker und Staber. Und daß Sie sich ducken. Sie, der reiche Herr Hirsch, vor einem Angestellten, aus Angst, er könnte zur Konkurrenz überlaufen! Das ist auch eine Selbstüberwindung, aber ich beneide Sie nicht darum, Herr Hirsch! Ich nicht!“

Diese Worte des verzweifelten Mannes fielen nieder wie Hammerschläge und erschütterten alle Herzen. In ihrem Nachklang trat fast in allen Köpfen eine bestechende Eingebung zutage: das Gefühl von der entehrenden Macht des Besitzes und dem erhebenden Stolz des Armen, der lieber Not leiden als die Achtung vor sich selbst verlieren will.

Eine Weile glich sich der in seiner Selbstbeherrschung sonst unübertreffliche Herrscher nicht mehr. Der Ankläger hatte zweifellos seinen wunden Punkt getroffen. Hirsch senior stampfte den Boden mit seinen schwachen Beinchen, er fuchtelte mit den Händen in der Luft herum, sein Gesicht war zur Frage verzerrt, die Stimme überschlug sich, als er seinen Willen kundtun wollte. „Sie sind entlassen. Augenblicklich, hören Sie, au—gen—blicklich verlassen Sie mein Haus. Ist denn niemand da, der mir diesen Menschen aus den Augen schafft?“

Die Aufforderung war freilich überflüssig. Der Aufrührer hatte die Saaltür bereits hinter sich zugeworfen. Aber ein Geist des Widerstandes blieb darin zurück und nistete sich ein in mancher Brust. Auch den Strebern und ehrlosen Kriechern, die nirgends fehlen, wo Menschen ums tägliche Brot nebeneinander ringen, auch diesen rüddigen Schafen hatte der Blitz gezündet; sie erblickten sich nackt, in ihrer ganzen Häßlichkeit. Da gab es denn schwere Beklemmungen, scheue Blicke und brandrote Wangen.

Ärger war aber niemand betroffen als Brigitte Böhi, das Musterfräulein. Sie horchte noch lange hinaus und konnte kein Glied rühren, als die andern ihre Arbeit schon wieder mit Gleichmut aufgenommen hatten. Auch Matthias war bei dem Geschrei besorgt vom Stuhl gerutscht. Er blickte jedoch nicht selbsttätig auf den Kampf-

platz, sondern sah zuerst einmal nach, was die Mutter so sehr gefangennahm. Sie schien nur den einen zu beachten, just den Großen mit der Samtjacke und den gewürfelten Hosen. Als dieser verschwand, wurde ihr Blick ganz starr, ganz nach innen gekehrt.

In die Seele des Knaben aber schlug es wie ein Blitz: Das ist er! Dieser mächtige Bösewicht, der da den armen Graubart davonjagte, war gewiß imstande, auch ihn, den kleinen Matthias, hinauszupfeffern. Nur gut, daß er nun wenigstens wußte, wie der Erzfeind aussah! Dem durfte er beileibe nicht in die Hände laufen. Und die Mutter hatte tausendmal recht, wenn sie d e n nicht zu seinem Vater machen wollte.

Aber das Bild des sonderlichen Mannes war damit unauslöschlich in das Gehirn des Kindes gegraben. Von Stund an mußte Matthias viel über ihn nachdenken, besonders darüber, daß jener so viel zu befehlen hatte und zugleich so halb und halb — er wußte nicht wie — sein Vater war.

„Der schreckliche Mensch ... Was der noch alles anstellt!“ flüsterte Brigitte unbewußt, ahnungsvoll.

Im Nebenraum, dem Kontor von Herzfeld junior, vernahm sie eine heftige Debatte der beiden Prinzipale. Es dauerte auch nicht lange, bis der Alte wieder zum Vorschein kam und ihr den Auftrag erteilte: „Sagen Sie dem Dessinateur Oberholzer, daß ich ihn in meinem Kontor erwarte.“

Einen schlimmeren hätte man ihr kaum geben können. Schon der Zwang, durch die Reihen der Ausrüsterinnen zu gehen, deuchte sie ein Spießrutenlaufen, denn diese hatten den Knaben im Musterzimmer längst entdeckt und mit boshafem Vergnügen festgestellt: „Der junge Oberholzer ist da!“ Des alten Zeichners tragischer Abgang schien bereits wieder vergessen. Flotsch, der Fergger, setzte die unterbrochene Vespermahlzeit fort und machte dazu hinter Mister Greens Rücken allerlei muntere Streiche. Er warf seinem Spießgesellen auf der andern Seite des Saales über die Köpfe der Mädchen hinweg Wurstscheibchen zu, die dieser akrobatisch geschickt auffing und verschlang. Wenn dann der Abteilungschef ahnungsvoll sich umblickte, saß Flötschchen jedes-

mal mit dem Gleichmut eines Wiederkäuers da, ohne den geringsten Anhaltspunkt zu bieten, was die unfreiwilligen Lachausbrüche nur noch verstärkte. Er war Greens bester Freund, jeden Sommersamstag zogen die beiden mit Pickel, Axt und Seil in die Berge, bestanden zusammen die herrlichsten Gefahren, und keiner mochte den andern auch nur einen Tag missen, aber infolge der Ungleichheit ihrer Stellung kam es im Geschäft zwischen ihnen täglich zu Reibereien, wobei Flotsch stets die gekränkte Unschuld spielte. Er hatte in dieser Hinsicht nicht das geringste Ehrgefühl und machte jeden Packer und Staber zu Vertrauten seiner Torheiten. Alle naselang wurde irgendein Anschlag in Szene gesetzt, um der Würde des Chefs ein Bein zu stellen. Entweder war ihm der Pultdeckel zugenagelt, worauf er dann minutenlang kopfschüttelnd, erst behutsam, schließlich wie rasend das Schloß hin und her trieb, stemmte und schimpfte, daß den Eingeweichten vor verhaltenem Lachen die Tränen über die Backen rollen oder er schleppte plötzlich im Gehen den Papierkorb hinter sich her, der mittels Faden und Klammer an seiner Arbeitsjoppe befestigt war. —

Das Erscheinen des Musterfräuleins erregte neues Aufsehen. Die Mädchen stießen sich an, die jungen Herren der Expedition räusperten sich und zwinkerten mit den Augen.

Brigitte mühte sich unbefangen zu erscheinen, sie sprach im Vorbeigehen einige Worte mit Fräulein Labhart, der einzigen Freundin, die sie unter den Bleichemädchen hatte, und nahm auch mit erkünsteltem Interesse einige Roben in Augenschein. Von dem schimpflichen Geflüster konnte sie nichts hören, aber sie empfand die frechen Blicke doch wie Nadelstiche. Und dabei war ihr zumut, wie wenn sie bis an die Knie durch Schmutz und Schlamm waten müßte.

Wie kommt's, daß diese Menschen so viel Macht über mich haben? dachte sie im Gehen, tief beschämt von ihrer Zaghaftigkeit. Ich kann mich ja gar nicht mehr natürlich bewegen. Wenn ich das wäre, wofür die mich halten, ich könnte mich nicht dümmer benehmen!

Aber die Niedertracht der andern wunderte sie sich nicht. Sie hatte ein dunkles Gefühl, daß die

in Fabriken zusammengetriebenen Menschen fast nur durch ein Wunder gut bleiben konnten. Die meisten waren verbittert, weil sie sich zurückgesetzt wähnten; sie haßten sich untereinander und lagen beständig auf der Lauer, wer ihnen den Rang ablaufen könnte.

Darum gab es so viele Schmeichler und Heuchler, Streber und Angeber. Nur wenige suchten ihre Vorgesetzten durch ehrlichen Fleiß zu überzeugen: so geringe Aussichten schien diese Methode im Kampf ums Dasein zu bieten. Und doch mochten gar manche als treuherzige, rechtschaffene Seelen in dieses Haus der Arbeit gekommen sein und sich lange gestraubt haben, ehe sie der gemeinen Seuche zum Opfer fielen. Sie hatten in der ersten Zeit vielleicht einen wahren Abscheu empfunden, wenn sie sahen, wie dieser und jener, der eben noch faul herumlungerte, beim Erscheinen des Prinzipals eine fieberhafte Tätigkeit herauskehrte und sich gebärdete, als ob ihm die Interessen des Geschäfts wie Räder im Kopfe surrten. Ach, all dies um ein bißchen Beförderung und Gehaltszulage! Mitleiderregend war indessen das Geschick der meisten Bleichemädchen. An der Schwelle des fraulichen Lebens stehend, drängten sie zu Hunderten herbei, um hier eine bescheidene Aussteuer zu erwerben, die bessere Zeit zu erwarten, wo ein erwünschter Freier Ernst machen werde. In der Blütezeit des Hoffens hatte man die Augen wohl gar zu den großen Sternen der Bleiche aufgeschlagen: Prokuristen, Buchhalter, Fergger und Stickermeister mit fürstlichen Gehältern wurden im Geist an den Hochzeitswagen gespannt; man wies sich die besten Plätze an in der Sphäre bürgerlicher Wohlhabenheit und teilte Gnaden aus an die in Armut zurückgebliebenen, vom Glück vergessenen Freundinnen. Das dauerte so einige lange, bange Jahre, währenddessen die Ansprüche langsam, aber sicher nachließen, bis zuletzt ein ordentlicher Sticker oder Backer die Hand bot zu einem bescheidenen Winkelglück im Arbeiterviertel. Denn diese konnten immerhin noch von Glück sagen im Vergleich mit den alleingebliiebenen, verfauerten alten Jungfern, die sich zuletzt hoffnungslos auf die Arbeit warfen, verzweifelte Rekorde des Fleißes schufen und auf diese Weise den Jungen eine schwere Plage wurden. Sie zischten und hechelten, spannen Intri-

gen, spürten „Fehlritte“ auf, die sie nicht schnell genug an die große Glocke hängen konnten, wiewohl sie selber einst ihre Haut recht wohlfeil zu Markte trugen und sich bitter härmten, weil keiner darauf bieten mochte. Ja, solche Verwandlungen begaben sich in diesen Räumen. Die Blüten der Hoffnung, die duftigen, fielen ab, und giftige Früchte wuchsen an ihrer Stelle.

Brigitte durfte sich nicht verhehlen, daß sie selber bis heute kein anderes Garn gesponnen hatte. Wie ihre äußere Gefälligkeit die Ursache ihrer bevorzugten Stellung war, weil nun einmal auch die Großen lieber hübsche als häßliche Geschöpfe neben sich haben, so sahen die besseren Angestellten in ihr auch heute noch eine Art Freiwild, wozu sie sich eben durch Brigittes früheren „Fehltritt“ berechtigt glaubten. Der eine und andere war ihr schon nähergekommen, sie hatten gemeinsame Ausflüge gemacht und Gefallen aneinander gefunden. Allein das Musterfräulein ließ es jeden fühlen, daß sie ein gebranntes Kind sei und ihrer keinem über den Weg traue. An ihrer großen Vorsicht und Zurückhaltung scheiterten die guten Bekanntschaften. Von seiten dieser besseren Herren hatte sie noch nie einen ernstgemeinten Heiratsantrag erhalten, denn selbst der allerverliebteste konnte den Mut nicht finden, die Erbschaft ihres ersten Liebhabers in Ehren anzutreten. Ohne Spott und mancherlei Verachtung wäre so einer in Treustadt schwerlich durchgekommen. Und darum begegneten sich alle in dem einen, wehmütigen Gefühl: „'s ist doch jammer-schade um das appetitliche Weiblein!“

Ein liebenswürdiges „Herein“ war es gerade auch nicht, womit Herr Oberholzer die Klopfsende einlud. Erst als sie ihre Botschaft verkündet hatte, verwunderte sich der Übelgelaunte über den hochnässigen Ton, der ihm vorkam wie aus der Pistole geschossen. Wer ihm sonst etwas zu bestellen hatte, tat es meist auf eine sehr behutsame Art, das heißt, er breitete gleichsam einen Teppich aus, dem Gewaltigen die Mühe angenehm zu machen.

Er sah also auf und schoß vom Stuhl in die Höhe. „Zum Donnerwetter, komm mir nicht so daher, Maitle, wie wenn du hier dein Waschbecken ausleeren müßtest! Was hast du zu berichten?“

Noch ein Nachmittagskonzert! dachten die drau-
ßen beglückt.

Aber Angst hatte Brigitte wirklich keine. Auch
behielt sie den Türgriff in der Hand.

„Sie sollen ins Kontor zu Herrn Hirsch kom-
men. Sonst red' ich doch allen deutlich genug.
Und zudem bin ich nicht Ihre Duzfreundin, Sie
ungehobelter Grobian!“ sagte sie so laut, daß es
wiederum die ganze Versammlung hören konnte.

Ei, gab es da vergnügte Mienen. Auf solchen
Festtag wußten sich die ältesten Einwohner nicht
zu besinnen. Aber diesmal wurde freilich das
Musterfräulein mit andern Augen betrachtet. Und
das Allermerkwürdigste an dieser Geschichte kam
noch, als der Dessinateur seinen roten, mißrate-
nen Seehundskopf herausstreckte und, gleichsam
in tiefster Seele erfrischt, hinter der Flüchtigen
herrief: „Alle Achtung, du schwarzer Satan! Du
bist allweg nicht aufs Maul gefallen! Was mei-
nen Sie, Green? Das wär' am Ende doch die
Rechte für mich, há? Ja, beim Eid!“

Vor dem allgemeinen Gelächter und offenen Ge-
lächter machte sich Brigitte schweigend, voller
Scham, Elend und Abscheu, aus dem Staube.
Schlug es denn kein Loch durchs Dach, daß dieser
Meister Übermut, der ihr Leben gewissenlos ver-
giftet hatte, sie zu allem noch derart bloßstellen,
verhöhnen durfte! An jedem andern Ort wäre sie
mit dem kleinen Matthias noch einmal vor den
Frevler hingetreten, um ihm ins Gesicht zu schlei-
dern: „Vor deinem Kinde schäme dich, du wüster
Gesell!“ Aber auch hierzu mußte die rechte
Stunde und Gelegenheit wohl noch kommen. Sie
konnte warten. Ihr Herz wollte zerspringen vor
Weh, als sie ans Fenster wankte, um ihren heißen
Atem zu kühlen.

Dem Blick ins Freie am nächsten lag der evan-
gelische Friedhof, der nur durch eine manns hohe
Mauer vom Bleichgarten getrennt war. Keine
lustige Nachbarschaft. Aber Brigitte hatte diese
Aussicht von jeher angezogen; der Blick da hinab
war ihr recht lieb geworden. Sie hatte schon viele
Särge kommen und verschwinden, groß und klein
an offenen Gräbern weinen sehen. Sie schaute so
gern dem Totengräber zu, den Grabsteinsehern,
und gab acht darauf, wie da unten — hinter der
des Lebens — eine Totenstadt entstand, wo wie-

der Armut und Reichtum gegeneinander standen,
doch diesmal neidlos, friedlich und schön. Und
oftmals fiel ihr ein, zu fragen, ob sich an dieser
Stätte auch für sie einst eine Gruft öffnen und
wer dann übrigbleiben werde, den Hügel mit
Liebeszeichen zu schmücken. Im Geist sah sie dann
wohl eine stattliche Trauergemeinde, wie diese
beim Begräbnis der Oberstin Gonzenbach ver-
sammelt war, einen mit Kränzen überreich ge-
schmückten Sarg... und vor dem visionären
Grab einen ehrwürdigen Greis stehen, umgeben
von aufrechten Söhnen und stolzeren Töchtern,
einer innig geliebten Gattin und Mutter das
letzte Lebewohl zurufend. Der Männerchor sang
eine Kantate zu Ehren der Entschlafenen, und
der Nachruf des Pfarrers wiederhallte noch lange
in den Herzen der Treustädterinnen.

Warum denn sollte ihr, Brigitte Böhi, solch ein
selig Ende nicht beschert sein? Hatte der Himmel
nicht hundertmal schon dergleichen Lose ausge-
streut, schöne Mädchen aus dem Staub der Ar-
mut gezogen und durch irdische Paradiese geleit-
tet? Ja, solche Gedanken kamen ihr wohl auch an
diesem Plaze. Immer wieder verlangte der un-
gelebte Frühling ihres Herzens nach seinem
Recht. Da mochte sie nicht dran glauben, daß
auch sie ein Totengräber war, der die eigene Ju-
gend lebendig begraben mußte.

Aber heute fiel es ihr ein, und lange, lange
blieb ihr Blick auf den grünen Gräbern haften,
als wär's ihr weit besser, recht bald in jene Stadt
einzuziehen, wenn auch schweigend, ohne Geleit
und in kahlem Gehäuse...

Derweilen saß das Söhnlein Matthias nicht
minder erregt bei den neuen Geschäften. Seine
Fortschritte waren derart, daß ihm bereits neue
Aufträge anvertraut werden durften. Kaum hatte
er etwelche Ordnung in seine Erlebnisse gebracht
und den Zusammenhang der großen Gewerkschaft
zur Bleiche begriffen, beschloß er, ein ganz ge-
waltiger Zeichner vor dem Herrn zu werden. Die
Mutter konnte sich nicht retten vor einschlägigen
Fragen. Aber die Sorge, daß er noch Heimweh
nach dem Supf haben könnte, durfte sie ruhig
fallen lassen.

(Fortsetzung folgt.)